

Noblesse und *Melancholie*

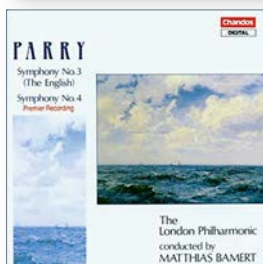
Am 7. Oktober vor hundert Jahren starb der englische Komponist **Hubert Parry**.

Von Markus Bruderreck

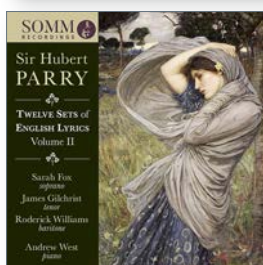
CD-Empfehlungen



Sinfonie Nr. 5, Blest Pair of Sirens, Symphonic Variations, Elegy for Brahms; London Philharmonic Orchestra and Choir, Adrian Boult (1967/79/94); EMI Classics



Overture to an Unwritten Tragedy, An English Suite, Lady Radnor's Suite; London Symphony Orchestra, Adrian Boult (1971/78); Lyrita



Sämtliche Sinfonien; London Philharmonic, Matthias Bamert (1990-92); Chandos

English Lyrics Vol. 1 und 2; Susan Gritton, James Gilchrist, Roderick Williams, Sarah Fox, Andrew West (2016/18); Somm

Wann begann die Wiederauferstehung der englischen Musik? Mit Edward Elgar und seinen „Enigma“-Variationen, dem kurz vor der Wende zum 20. Jahrhundert komponierten Klassiker? Oder mit der Wiederbelebung des Volkslieds, das auch in England das Selbstbewusstsein beflügelte? Nein, man muss wohl weiter zurückgehen bis zu einem Komponisten, den die Engländer selbst erst in den 1990er-Jahren wiederentdeckten. Sir Charles Hubert Hastings Parry, der am 7. Oktober 1918 starb, gilt nach Meinung vieler Musikologen als „Vater“ der Renaissance englischer Musik. Manche meinen gar, die Wiederbelebung des kompositorischen Selbstbewusstseins ließe sich auf ein bestimmtes Werk festlegen: „Prometheus Unbound“, eine dramatische Kantate nach einem Schauspiel von Percy Bysshe Shelley. Die Uraufführung fand 1880 im Rahmen des Three Choirs Festival in Gloucester statt. Prometheus, der inspirierende Bringer des Feuers, befreit sich

ein sehr wichtiges Stück.“ Neben dieser nur zwölf Minuten langen Hymne für Chor und Orchester gibt es noch weitere Werke, mit denen Parry in den 1880er-Jahren Aufsehen erregte: gleich vier hörenswerte Sinfonien zum Beispiel und ein originelles Klavierkonzert in der abgelegenen Tonart Fis-Dur.

Mit diesen Werken erwachte das „Land ohne Musik“, wie es der Schriftsteller Oscar Schmitz einst nannte, aus seinem musikalischen Dornröschenschlaf. Die Zeiten Händels und Purcells waren lange vergangen, die von Gibbons, Byrd oder Dowland noch viel länger. Im englischen Musikleben des 19. Jahrhunderts dominierten Haydn, Spohr und Mendelssohn, Opern wurden in London auf Italienisch gesungen. Hinzu kam ein sozialer Faktor, wie Jeremy Dibble betont: „Wenn du aus der Upper Class kamst wie Parry – er entstammte dem Landadel, der ‚Gentry‘ –, war das einfach keine geeignete Beschäftigung.“

Parry wurde am 27. Februar 1848 als letztes von sechs Kindern in eine sehr

Für jemanden aus der Upper Class war Komponist kein geeigneter Beruf

von seinen Ketten – ein schönes Bild für die englische Musik, die im 19. Jahrhundert an den Felsen der deutschen geschmiedet schien.

„Obwohl das ein bedeutendes Stück ist, gibt es doch viel Wagner darin“, hält Jeremy Dibble dagegen, Parry-Biograf und Musikwissenschaftler an der University of Durham. „Es ist stilistisch noch nicht ganz ausgereift. Vielleicht ist aber ‚Blest Pair of Sirens‘ von 1887

wohlhabende, musikalische Familie hineingeboren. Der Vater Gambier Parry war ein guter Maler und eng eingebunden ins Three Choirs Festival, der Bruder Clinton spielte virtuos Klavier und Cello. Doch Musik machte man zum Zeitvertreib, nicht als Beruf.

Parry wuchs auf dem riesigen Landsitz der Familie nahe Gloucester, Highnam Court, auf. Standesgemäß besuchte er das Eton College, dann das Exeter Col-

lege in Oxford. Er entwickelte sich zu einem eifrigen Sportler. Musikalische Anregungen bekam er vom Organisten der St. Georges Chapel in Windsor, mit dessen Hilfe er als jüngster Schüler aller Zeiten die Prüfung zum Bachelor of Music in Oxford schaffte. Doch dann studierte er nicht Musik, sondern Jura. Ab 1870 arbeitete er für eine Versicherung. „Er tat das widerstrebend“, sagt Jeremy Dibble, „während er voller Leidenschaft seine Zeit verschwendete als Mitautor des ‚Grove’s Dictionary of Music and Musicians‘“. Wichtig wurden seine Verbindungen zu Heinrich Hugo Pierson in Stuttgart, einem ausgewanderten Engländer, der Parry mit Hector Berlioz’ Instrumentationsideen und dem Überschwang Robert Schumanns vertraut machte, und zum in Leipzig ausgebildeten Pianisten Edward Dannreuther in London. „Der war ziemlich radikal“, meint Dibble. „Ein großer Freund von Richard Wagner, Johannes Brahms und allen modernen Komponisten. Er hatte großen Einfluss auf Parry, zusammen besuchten sie 1876 Bayreuth und sahen den ‚Ring des Nibelungen‘.“

Während Parry unter Dannreuthers Führung den entscheidenden Schritt zum reifen Komponisten vollzog, stieß er bei seiner Frau auf wenig Verständnis. Maude war manisch-depressiv und tabletensüchtig, Hubert wagemutig und aktiv. „Er hatte eine eigene Yacht, er liebte die Gefahr und die raue See“, sagt Dibble. „Was er ebenfalls mochte, waren Autos und Geschwindigkeit.“ Eine weitere Facette von Parrys Persönlichkeit war seine Bildung. Er besaß umfassende Geschichtskenntnisse und glaubte leidenschaftlich an die Demokratie. In seinen Tagebüchern – es existieren 54 (!) Jahrgänge – listet er am Ende eines jeden Jahrgangs auf, welche Bücher er gelesen hat.

1883 wurde Parry Professor am neu gegründeten Royal College of Music, 1895 Direktor – und blieb es bis zu seinem Lebensende. Zu seinen Schülern zählen Gustav Holst und Ralph Vaughan Williams. 1900 bis 1908 unterrichtete er

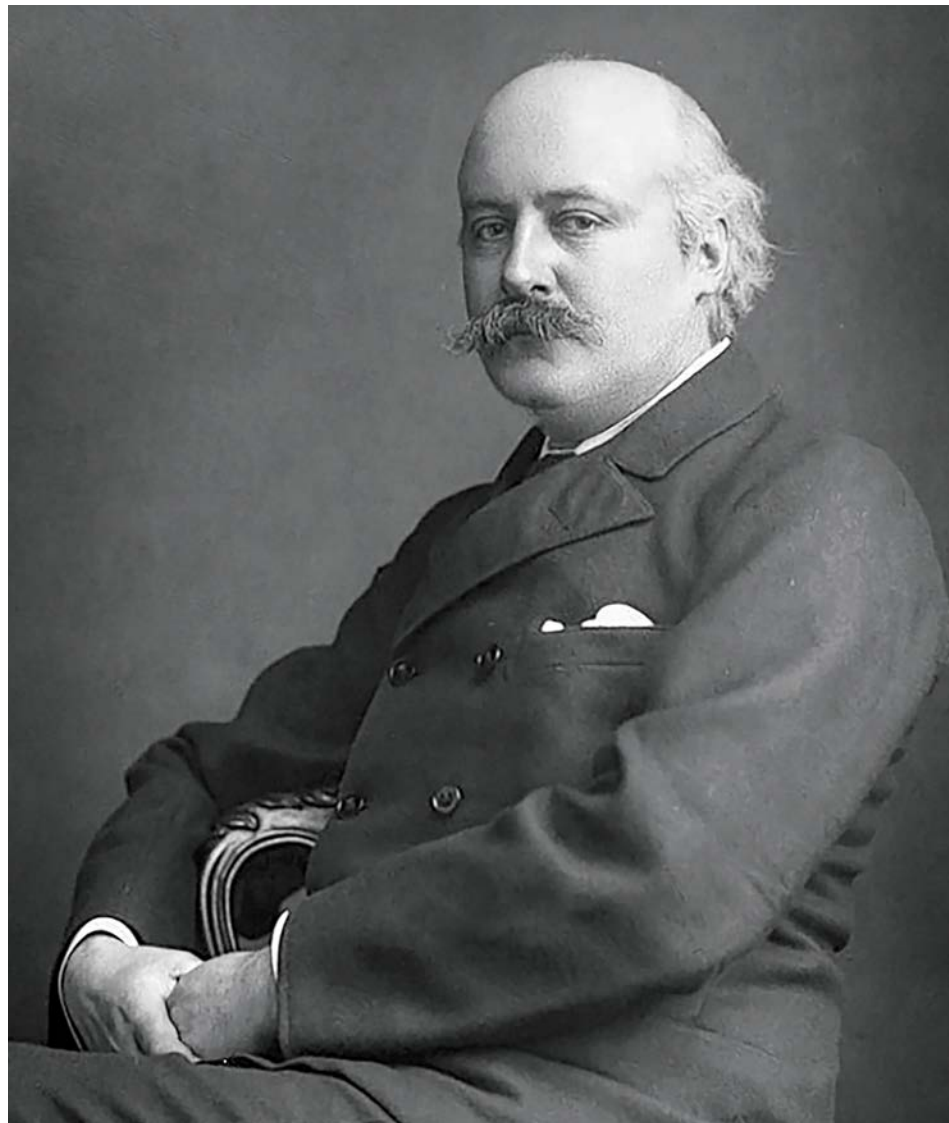


Foto: Archiv

Hubert Parry um 1893

außerdem als Professor in Oxford. Nach seinem Tod wurde es still um Parry. Und es blieb still bis in die 1990er-Jahre.

Seinem Werk haftet eine Noblesse und leise Melancholie an, die, so meint Jeremy Dibble, etwas mit einer existenziellen Einsamkeit zu tun hat. „Da gibt es etwas Reflektierendes, Kontemplatives, was man bei Elgar auch findet. Eine typisch englische, nostalgische Sehnsucht.“

Auch wenn Brahms, Dvořák und Wagner immer wieder durchschimmern, gerade in den frühen Werken: Parrys Musik ist stets kunstvoll und meidet Plattitüden, sein Stil und seine Bildung schwingen und klingen immer mit. Natürlich auch in jenem hymnischen Chorwerk, das jedes Jahr Anfang September am Ende der „Last Night of the Proms“ erklingt: „Jerusalem“. Da singt die ganze Nation mit. ■

Buch

Jeremy Dibble:
C. Hubert H. Parry.
His Life and Music;
Oxford University
Press 1992/98;
554 Seiten

